

Ethel Matala de Mazza

Laudatio

zur Verleihung des Lessing-Preises am 17. Januar 2015 an die Publizistin und Philosophin Carolin Emcke

Es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrte Frau Staatsministerin,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
meine Damen und Herren,

Wer für die Sache der Vernunft streitet – das wusste Lessing, das weiß aber auch Carolin Emcke – braucht Ausdauer und Zähigkeit, das Stehvermögen zum Hartnäckig-Bleiben, aber auch ein untrügliches Gespür für die Empfindlichkeiten der Mitwelt, für ihre Voreingenommenheiten und die Regungen ihres Widerwillens. Wer für die Sache der Vernunft streitet, muss diesen Widerwillen überwinden können und Wege finden wollen, um die Ohren anderer zu öffnen.

Lessing vertraute damals auf das Theater. Mit seiner Agenda 1770 – besser bekannt unter dem Namen „Hamburgische Dramaturgie“ – wollte er Reformen anstoßen und nicht nur die Bühnenwelt verändern, sondern auch die Moral des Publikums, indem er neuartige Trauerspiele auf den Spielplan setzte. Es waren Idealismus *und* Realitätssinn, die ihn dazu brachten, das Unglück gewöhnlicher Bürger ins Rampenlicht zu rücken. Das Leiden der anderen betrachten und zusehen, wie Unschuldige verfolgt werden – das sollte der wirkungsvollste Weg sein, um die Zuschauer zu erreichen und ihr Mitgefühl zu wecken, sie Anteil am Schmerz fremder Menschen nehmen zu lassen.

Inzwischen ist diese Aufgabe nicht einfacher geworden. Sie trifft auf erschwerte Bedingungen, weil das, was für Lessing noch eine ungewohnte moralische Übung war, mittlerweile als tägliche Herausforderung, ja dauernde Überforderung ausgehalten werden muss.

Mit Carolin Emcke wird heute eine Autorin geehrt, die angesichts dieser Überforderung nicht verzagt, sondern mutig bleibt, unerschrocken und wach. Es wird eine Autorin geehrt, die nicht zulässt, dass die Sprache um Worte verlegen

wird, weil man die Anstrengung des Suchens nach Begriffen scheut, mit denen verfahrenere Situationen begreiflich gemacht werden können. Das Bemühen um dichte Beschreibungen, um äußerste Genauigkeit in der Erfassung verworrener Sachlagen ist bei ihr nicht nur vom Ethos der redlichen Zeugin getragen, sondern entspringt einer eminent philosophischen Haltung. Man kann Carolin Emckes Bücher, Artikel und Kolumnen als Fortsetzung der kritischen Philosophie auf unwegsamem Gelände lesen, als denkendes Tritt-Fassen auf einem verminten Terrain, auf dem Gewalt und Brutalität gewütet haben und wo Überlebende von ihren körperlichen und seelischen Wunden für immer gezeichnet bleiben.

Carolin Emcke hat Philosophie, Politik und Geschichte studiert und sich dann in viele Kriegsgebiete aufgemacht. Sie hat aus dem Kosovo und dem Libanon, aus Rumänien, Afghanistan und Pakistan, aus dem Irak, aus Israel und von der Westbank berichtet. Dem Projekt der Aufklärung ist ihre journalistische Arbeit innig verbunden, doch zugleich definiert sie es neu, betreibt es als ein Sondieren von Unübersichtlichkeiten, wenn sie bei kleinen Szenen und winzigen Details verweilt, um die Fragilität von Zuständen ermessen zu können. Das Leiden der anderen geht ihr nah, und es bewegt sie zu einer kritischen Betrachtung jener Gewalt, die ihren Angriff nie nur gegen verwundbare Körper richtet, sondern auch gegen den Raum jedweder Zivilität. Es kennzeichnet ihre Kritik der Gewalt, dass sie feinfühlig und behutsam vorgeht. Carolin Emcke übereilt sich nicht – weder mit Urteilen noch mit Verurteilungen – und sie legt es in ihren Arbeiten weniger darauf an, ein stimmiges Bild zu vermitteln, als vielmehr ein Prisma zu erzeugen, in dem Widersprüchliches zutage treten kann: das Grauensvolle neben dem Absurden, dem Komischen, dem Verblüffenden, dem Trostlosen und Anrührenden, in einem Nebeneinander auf engstem Raum.

Die Gewaltpolitik bildet den roten Faden ihrer beharrlichen Reflexionen aus dem beschädigten Leben, für die sie die offene Form des Essays besonders schätzt, und dennoch stets mehr verhandeln will als nur *minima moralia*. Deshalb begnügt sie sich nicht damit, Nahaufnahmen des Zerstörungswerks zu liefern, das Kriege und Massaker in ganzen Regionen, in Dörfern und in Familien anrichten. Ihre Texte handeln auch – und vielleicht sogar vor allem – von den Bastionen des Widerstandes, die sich die Betroffenen erschaffen, um ihre Würde noch unter den

widrigsten Umständen zu verteidigen: durch Überlebensstrategien wie das Hüten von Erinnerungsstücken; durch das Aufrechterhalten kleinster Alltagsroutinen; durch das Bedürfnis nicht zuletzt, vom eigenen Leid zu erzählen, damit andere es aufschreiben und publik machen können.

Um dieses Mitteilungsbedürfnis, um die daraus erwachsenden ethischen Pflichten der Schreibenden geht es in dem jüngsten Buch Carolin Emckes. Es trägt den Titel „Weil es sagbar ist“ und verbindet die Frage der Zeugenschaft mit den *maxima moralia* der Gerechtigkeit. Das Buch ist ein leidenschaftlicher Appell, der Sprache viel zuzutrauen, sich nicht herauszureden mit der wohlfeilen Behauptung, dass Gräuel ‚unaussprechlich‘ seien, und den Opfern von Gewalt eben dadurch gerecht zu werden, dass man sie in der Sprachlosigkeit nicht im Stich lässt. Nur wenn das Leiden der anderen mitgeteilt wird, kann es auch *mit ihnen geteilt* werden und bleiben die Gewaltopfer Teil der Gemeinschaft derjenigen, die sich ein offenes Sprechen gestatten können. Und nur wenn das Leid mitgeteilt wird, wenn seine Mitteilbarkeit demonstriert wird, behalten hierzulande die Skeptiker nicht das letzte Wort.

Zu diesen Skeptikern zählt auch die amerikanische Publizistin Susan Sontag. Auf sie nimmt Carolin Emcke in ihren Texten wiederholt Bezug. Was es heißt, das Leiden der anderen zu betrachten, hat auch Sontag beschäftigt, wobei ihre Bilanz angesichts dauerpräsenster Medienbilder von Terror, Krieg und massenhaftem Sterben resignierter ausfiel. Die Allgegenwart des Elends, so ihr Fazit, betäubt das Mitleid, macht unempfindlich und stumpf.

Von der Hand zu weisen sind Sontags Beobachtungen nicht, denn auch wir sehen dieser Tage, wie derselbe gute Bürger, auf den Lessing große Stücke hielt, sich als moralisch unzuverlässiges Subjekt erweist. Er bringt es fertig, das Leid der Anderen mit Kälte und Aggression zu erwidern, weil sein Frieden vermeintlich durch diejenigen bedroht wird, die vor Krieg, politischer Drangsalierung und Armut fliehen.

Es ist deshalb nur konsequent, dass Carolin Emcke ihre Aufmerksamkeit in letzter Zeit auf andere Schauplätze der Gewalt verlagert hat und über die Krisengebiete *inmitten* der Zivilität schreibt: über die Fronten, die sich an ihren Grenzsäumen verhärten, aber auch über die Fronten, an denen in ihrem Inneren

gekämpft wird – vorerst mit schrillen Tönen und montäglichen Mobilmachungen des Volkszorns, aber wer weiß. Die Forderung nach Toleranz – ein zentrales Anliegen der Aufklärung und gerade auch Lessings – erscheint angesichts dieser Eskalationen dringlicher denn je.

In Carolin Emcke hat sie eine starke Stimme gefunden, die sich für die Vernunft ins Zeug legt, für die Achtsamkeit im Umgang mit Worten und für eine Genauigkeit von Analysen, die nur dann gewährleistet ist, wenn diese Analysen nicht schwarz oder weiß malen, sondern fein genug bleiben für die Buntheit der Zwischentöne des Grau. In Carolin Emckes Texten bewährt sich die Vernunft als sensibles Organ, von dem eine große Wärme ausgeht in einer Zeit, in der sich der Habitus der Kaltschnäuzigkeit etabliert. Lessing hätte ihre Texte mit großer Zustimmung gelesen, vermute ich. Ich gratuliere der sächsischen Jury zu ihrer Wahl. Und ich gratuliere Carolin Emcke zu der verdienten Auszeichnung mit dem Lessing-Preis.